

Kinder, Kindheit, Elternschaft

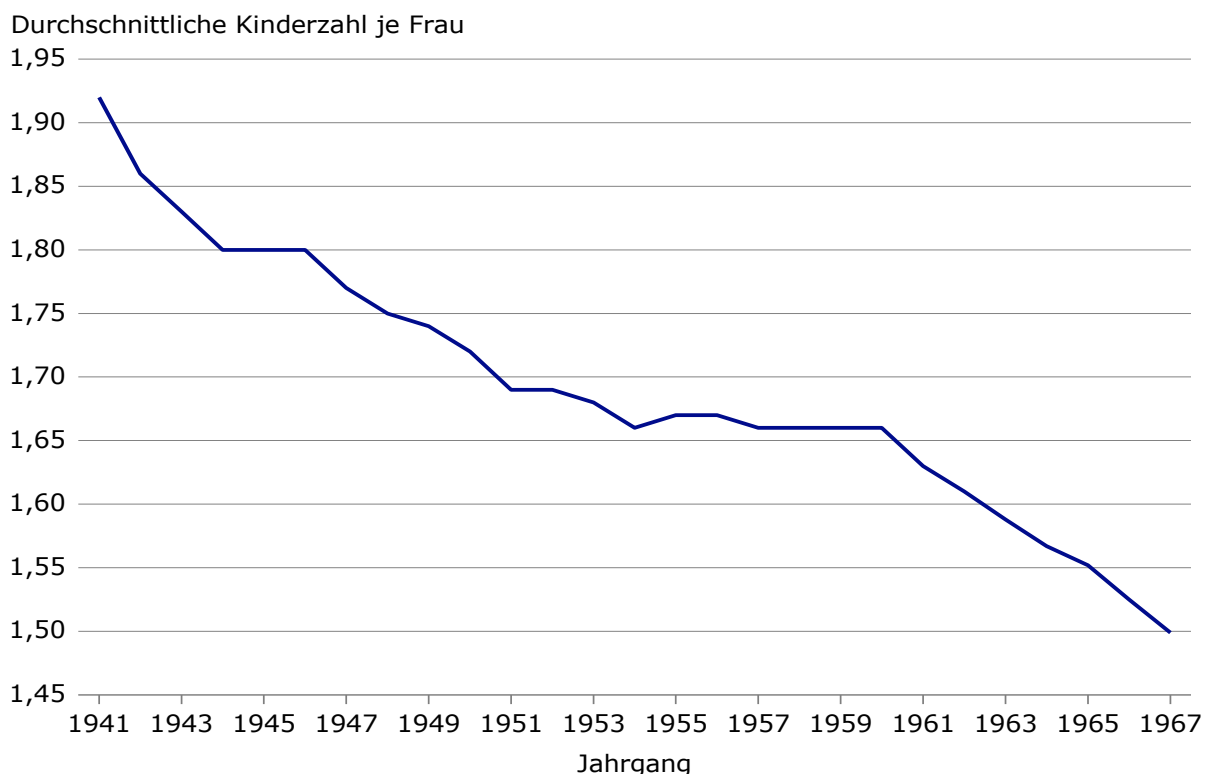
Eine kritische Analyse der gesellschaftlichen Debatte über den Wandel der Lebensphase
Kindheitⁱ

Norbert F. Schneider

1. Ausgangspunkt: Warum so wenig Kinder?

Deutschland weist seit Jahrzehnten eine der niedrigsten Geburtenraten weltweit auf. Die Frauen des Jahrgangs 1967 haben im Durchschnitt 1,5 Kinder geboren (vgl. Abb. 1). Über zwanzig Prozent von ihnen sind kinderlos geblieben. Auch wenn im Jahr 2014 deutlich mehr Geburten zu verzeichnen waren als im Jahr davor, rechnen Demografen nicht mit einer grundsätzlichen Trendwende, sondern nur mit einem moderaten Wiederanstieg der Geburtenrate.

Abb. 1: Endgültige Kinderzahl je Frau der Geburtsjahrgänge 1941 bis 1967 in Deutschland 2012



Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Darstellung: BIB

Zur Erklärung der geringen Geburtenrate werden zumeist drei Ursachen genannt: Die wirtschaftliche Lage der Menschen in Deutschland und ihre materiellen Erwägungen, die Beschaffenheit der gesellschaftlichen Infrastruktur, namentlich Kinderbetreuung, Schule,

Arbeitsmarkt, Arbeitszeiten, sowie kulturelle Besonderheiten im Hinblick auf die sozialen Zuschreibungen an Kindheit und Elternschaft. Diese stehen im Fokus des folgenden Beitrags. Bei der Betrachtung der kulturellen Verhältnisse rund um Kindheit und Elternschaft sind die nach wie vor bestehenden gravierenden Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland, die sich nach der Wiedervereinigung nicht entscheidend verringert haben, zu beachten (Schneider et al. 2012). So gehört zu den kulturellen Besonderheiten in Westdeutschland, dass die männliche Versorgung nach wie vor als Leitidee dominiert und auch die Arbeitsteilung in vielen Ehen bestimmt. Damit verknüpft sind besondere kulturelle Zuschreibungen an Eltern, Kinder und die Lebensphase Kindheit. Dagegen ist im Osten Deutschland die Idee der Partnerschaft mit zwei voll erwerbstätigen Partnern vorherrschend, verbunden mit dem Bild, dass Kinder schon früh in externen Betreuungseinrichtungen gut versorgt werden können. Die weiteren Betrachtungen fokussieren vor allem auf die westdeutsche Situation.

2. Zur sozialen Lage von Kindern in Deutschland: Eine kritische Analyse des öffentlichen Diskurses

Vor dem Hintergrund der niedrigen Geburtenrate und der fortbestehenden traditionellen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern im Westen Deutschlands stellen sich die Fragen, die hier aus sozialwissenschaftlicher Perspektive diskutiert werden, wie Kindheit und die soziale Lage von Kindern in Deutschland beschaffen sind und, wichtiger noch, wie sie in den öffentlichen Diskursen verhandelt werden. In diesen Diskursen werden Wirklichkeiten erzeugt, strukturiert und verbreitet, wobei die Akteure sich meist mit der Absicht beteiligen, die eigene Position in Konkurrenz zu anderen Sichtweisen als möglichst allgemein gültig durchzusetzen. Kennzeichnend für die aktuellen Diskurse über Eltern und Elternschaft, Kinder und Kindheit in Deutschland ist *die besondere Mixtur von Leistungsorientierung, Pflichterfüllung, Defizitperspektive und Alarmismus*.

Hinzu kommt eine Art *Neiddebatte*, wie sie etwa beim Thema „Kinderlosenabgabe“ geführt wird, in der gestressten und von Armut bedrohten Eltern „die Kinderlosen“ gegenübergestellt werden, die sich egoistisch verhalten, weil sie ein bequemes Leben führen wollen. Das zeigen auch die Befunde der Studie „Familienleitbilder“ des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (Schneider et al. 2015), in der fast 30 Prozent der 20- bis 39- jährigen Befragten genau dies den Kinderlosen unterstellen (Dorbritz und Diabaté 2015).

Weitgehend unstrittig gilt: Eltern sollen und wollen das Beste für ihre Kinder tun. Allerdings setzen sie sich und ihre Kinder in diesem Bestreben *mit überschießenden Erwartungen unter Druck* und fühlen sich durch normative Anforderungen unter Druck gesetzt (Henry-Huthmacher und Borchard 2008). Das Scheitern an den hohen Ansprüchen ist damit oftmals vorprogrammiert.

Folgt man den Darstellungen in den Medien, scheinen allerorten gefährdete und deprivierte Kinder sowie ihre überlasteten und verunsicherten Eltern zu leiden. Gelassenheit und Abgeklärtheit sind im Erziehungsalltag vielfach abhandengekommen, wären aber dringend anzuraten (Juul 2009; Schneider 2010).

Stattdessen dominiert eine Kultur des Bedenkens, Zweifelns und Sorgens im Hinblick auf Elternschaft, obwohl der Wunsch nach einem eigenen Kind groß ist. Die Wahrnehmung und das Denken der Menschen und dadurch auch die Entscheidung für oder gegen ein Kind, werden durch solche Diskurse, Bilder und Vorstellungen beeinflusst. Junge Menschen sehen sich mit der Erwartung konfrontiert, dass sie als Eltern ihre Bedürfnisse dauerhaft hinter die des Kindes zurückstellen haben, dass sie stets zugewandt und unterstützend interessiert am Alltag des Kindes teilhaben sollen und dass sie dem Kind optimale Entwicklungschancen sichern müssen. So konstruiert wird Elternschaft überhöht und verliert, gerade in einer individualisierten Gesellschaft, an Attraktivität.

Nach wie vor richtet sich diese Erwartungshaltung sehr viel stärker an Frauen und Mütter, während Männer und Väter davon zwar zunehmend, aber weiterhin weniger tangiert sind. Der neue Vater ist gegenwärtig nicht mehr als eine Idee und die Wunschvorstellung einiger weniger Väter, im Erziehungsalltag und besonders in der kompetitiven Berufswelt ist der in die Familienarbeit intensiv involvierte Vater (noch?) nicht präsent.

3. Die Romantisierung des Kindes – wo bleiben die Eltern?

Die stark gestiegenen Ansprüche an gute Eltern und an eine als gelingend geltende Erziehung gründen wesentlich auf einem veränderten Kinderbild. In den vergangenen Jahrzehnten hat ein rascher Wandel *der Konstruktion der sozialen Figur Kind* vom Objekt elterlicher Gewalt hin zum eigenständigen Subjekt stattgefunden. Besonders deutlich wird dies in der 1990 erfolgten Neufassung des „Achten Buchs Sozialgesetzbuch - Kinder- und Jugendhilfe (SGB VIII; KJHG)“, als der Term „elterliche Gewalt“ durch „elterliche Sorge“ ersetzt wurde. Das Kind und sein Wohlergehen sind dabei in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit und, wichtiger noch, des Familienrechts, gerückt. Das Wohl der Eltern bleibt dagegen zweitrangig. Das ist ein Umstand, der als durchaus problematisch angesehen werden kann, denn aus zahlreichen Studien (z.B. OECD 2007) ist bekannt, dass das Wohl des Kindes wesentlich von zwei Faktoren beeinflusst wird: von seinen materiellen Lebensbedingungen und von der Zufriedenheit der Eltern.

Soll das Kindeswohl gefördert werden, muss es also auch um die Eltern gehen. Eine Erkenntnis, die allzu oft ignoriert wird. Die starke Fokussierung auf das Kind leistet in Verbindung mit der allfälligen Idealisierung und Romantisierung von Kindern und Kindheit der Selbstaubeutung der Eltern Vorschub (Schweizer 2007). Im Bestreben das Beste für ihr Kind zu tun, vernachlässigen Eltern ihre eigenen Bedürfnisse, werden darüber unzufrieden und gefährden dadurch den Erziehungserfolg.

An welchen Kriterien „Erziehungserfolg“ und das Ge- oder Misslingen von Elternschaft zu bemessen sind, ist dabei durchaus nicht eindeutig. Im UNICEF-Bericht zur Situation von Kindern in Industrieländern aus dem Jahr 2007 (UNICEF 2007) werden, in Anlehnung an den „Capability Approach“ (Andresen u. a. 2010), sechs Dimensionen von kindlichem Wohlbefinden unterschieden, die als Indikatoren für gelingende Elternschaft herangezogen werden können: materielles Wohlbefinden, Gesundheit und Sicherheit, Bildung, die Beziehung zu Eltern und Gleichaltrigen, Lebensweisen und Risiken sowie das subjektive Wohlbefinden selbst.

Eine sichere Bindung des Kindes an Mutter, Vater und andere Betreuungspersonen wird heute als notwendige Voraussetzung für eine gedeihliche Entwicklung gesehen (Ahnert 2010). Verbreitet wird zudem ein autoritativer Erziehungsstil als besonders günstig für die kindliche Entwicklung erachtet. Autoritative Erziehung (Baumrind 1991), die sich durch Regelsetzung und flexible Kontrolle ihrer Einhaltung, Zuwendung, emotionale Wärme und Förderung von Autonomie auszeichnet, führt bei Kindern und Jugendlichen zu günstigen Entwicklungen. Signifikant sind größere kognitive und soziale Kompetenzen sowie ein geringeres Problemverhalten (Fuhrer 2005).

Während ein autoritativer Erziehungsstil in Wissenschaft und Erziehungspraxis verbreitet als angemessen erachtet wird, scheinen sich viele Eltern in der Praxis damit aber schwer zu tun. Von manchen Autoren wird ein „Erziehungsnotstand“ unterstellt, der sich auch darin zeigt, dass es in deutschen Familien an elterlicher Autorität fehlt und zu viel Permissivität herrscht (Bueb 2006). Beklagt wird auch, dass Kindern im Erziehungsalltag zu wenig Kompetenz unterstellt wird (Juul 2009), oder zu viel, wie Winterhoff (2008) beklagt, wenn er argumentiert, dass Kinder von den Eltern zu sehr in die Rolle des gleichberechtigten Partners gedrängt werden.

Die Positionen sind klar erkennbar: Für die einen besteht zu wenig Raum zur Selbstentfaltung der Kinder, für die anderen herrscht zu viel Individualität. Mütter, selten Väter, so wird problematisiert, die jahrelang ganz auf das Kind fixiert sind, lassen sie zu spät los und erzeugen zu viel Nähe und Abhängigkeit. Durch zu enge Bindung und zu wenig Abgrenzung verzögern sie den kindlichen Entwicklungsprozess und bringen eine Generation von Nesthockern und Ich-Bezogenen hervor. Für „Helikopter-Eltern“ ist Überbehütung des Kindes bis weit in dessen Postadoleszenz hinein Programm. In Frankreich dagegen gilt die „Gluckenmutter“, „la mère poule“, als Schreckgespenst.

Bei aller Uneindeutigkeit über das „richtige“ Erziehungsverhalten besteht jedoch eine gewisse Einigkeit in der Ablehnung eines allzu fordernden, streng kontrollierenden und mit Strafen drohenden Erziehungsverhaltens. Das zeigten die breiten Reaktionen auf das eher autobiografische Buch über die „Tigermutter“ von Amy Chua (2011). Die Autorin benennt dort ihre zentralen Erziehungsziele „Excellence“ und „Confidence“, also weit überdurchschnittliches Wissen und Können in Verbindung mit dem Vertrauen der Kinder in ihre eigenen Fähigkeiten. Um diese Ziele zu erreichen, praktizierte sie ein

Erziehungsverhalten, das durch die Grundsätze geprägt war: hart arbeiten, nicht aufgeben, keine Ausflüchte suchen, Verantwortung übernehmen und selbständig sein.

4. Zum Wandel der Lebensphase Kindheit – Eine kritische Betrachtung der gesellschaftlichen Debatte

Wie über Kinder gedacht wird, was ihnen zugemutet und zugetraut wird, wie mit ihnen umgegangen und wie ihr Verhalten gedeutet wird, ist uneindeutig, kulturell überformt und keineswegs „der Natur“ des Kindes geschuldet. Dasselbe gilt für die gesellschaftliche Konstruktion der Lebensphase Kindheit, etwa im Hinblick auf ihre Dauer, ihre Bedeutung für die weitere Entwicklung des jungen Menschen und ihre Formung durch soziale Institutionen. Die derzeit kursierenden Thesen zum Wandel der Kindheit sind zahlreich und widersprüchlich. Aus sozialhistorischer Perspektive wird die „Entdeckung der Kindheit“ (Ariès 1976) behauptet, aus psychiatrischer dagegen die „Abschaffung der Kindheit“ (Winterhoff 2008). Ariès beschreibt den Wandel der gesellschaftlichen Konstruktion des jungen Menschen vom kleinen Erwachsenen hin zum Kind, verbunden mit der Herausbildung einer spezifisch kindlichen Lebenswelt und dem zunehmenden Ausschluss der Kinder aus der Welt der Erwachsenen.

Bei der zweiten These wird die Instrumentalisierung des Kindes als kleinen Erwachsenen in den Fokus gerückt. Kinder werden demnach von ihren Eltern zunehmend wie Partner behandelt, womit die Kinder jedoch hoffnungslos überfordert und ihrer Kindheit beraubt werden.

Ebenso unterschiedlich sind die Beschreibungen der aktuellen Lebenssituation von Kindern. Einmal wird das Bild von der durch zu hohen Leistungsdruck überlasteten und von Burn-out bedrohten Kindergeneration gezeichnet (Schulte-Markwort 2015).

Dem steht der Befund des Robert-Koch-Instituts aus der Studie KIGGS gegenüber, dass es „den allermeisten Kindern und Jugendlichen in Deutschland gesundheitlich gut geht“ und 96 % der 11- bis 17-Jährigen „ihre Lebensqualität als sehr gut oder gut einschätzten“ (RKI 2015). Auch Martin Dornes (2012) fasst seine Studie dahin gehend zusammen, dass Kinder noch nie so sicher, umsorgt, gesund und zufrieden aufgewachsen sind als derzeit und Eltern zugewandter und kindgerechter erziehen als je zuvor.

Während es um die körperliche Gesundheit der Kinder trotz Problemen mit Übergewicht, Fehlernährung und Bewegungsmangel so gut bestellt ist wie nie, hat die Zahl der Kinder mit psychischen Problemen und Verhaltensauffälligkeiten zugenommen. „Laut einer Studie des Landesinstituts für Gesundheit und Arbeit des Landes Nordrhein-Westfalen ist die Zahl der Krankenhauseinweisungen bei den unter 15-Jährigen wegen psychischer Auffälligkeiten von 2000 bis 2008 um 43 Prozent gestiegen“ (Spiewak 2010). 2013 hatten 2,5 Prozent aller DAK-versicherten Schüler zwischen 5 und 14 Jahren mindestens eine Verordnung für Ritalin. Ein Ausmaß, das sich auch dadurch einstellt, dass manches Verhalten heute pathologisiert wird, das früher nicht als krank oder als gestört galt. Etwa vom Zappelphilipp zur

Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung (ADHS). Veränderte gesellschaftliche Wahrnehmungen und Deutungen spielen hierbei ebenso eine Rolle wie wissenschaftlicher Fortschritt, wodurch die Ursachen bestimmter Verhaltensweisen als komplexes Zusammenwirken von psychosozialen und bio-chemischen Faktoren überhaupt erst sichtbar wurden.

Bei rund 15 Prozent der Kinder und Jugendlichen in Deutschland, so fassen das Robert Koch-Institut und die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung im Jahr 2008 ihre Studie zusammen, finden sich Anhaltspunkte für psychische Probleme. Als besondere Risikofaktoren wurden ein ungünstiges Familienklima sowie ein niedriger sozio-ökonomischer Status benannt (RKI und BZgA 2008).

Neue wissenschaftliche Erkenntnisse der Genetik machen es Eltern nicht leichter. Gesundheit, Intelligenz, sozialer Erfolg, so die Botschaft von Medizinern, Hirnforschern und Psychologen, sind dem Kind nicht nur in die Wiege gelegt, sie entwickeln sich vielmehr auch durch Umwelterfahrungen, beginnend schon im Mutterleib. Wer hier durch mangelnde Optimierung der Umwelt-Genom-Wechselwirkung (Gottlieb 1991) in den ersten Lebensjahren des Kindes Fehler begeht, schafft irreparable Folgen. Die davon ausgehende Betonung der Eigenverantwortung für die Entwicklung des Kindes „droht zur (unzumutbaren) Belastung ... für den Einzelnen zu werden“. So steht es in einem Papier zur Epigenetik (Seitz und Heil 2014, 62).

Die gesellschaftliche Konstruktion der Lebensphase Kindheit basiert zu einem Gutteil auf Annahmen über „die Natur“ des Kindes. Darüber, wie diese beschaffen ist, bestehen sehr unterschiedliche Auffassungen. Hier das verletzte (Kraatz 2015), unmündige und schutzbedürftige (Hornstein 1994) Kind, dort das kompetente (Juul 2009), willensstarke, robuste und neugierige (Guggenbühl 2001). Das eine bedroht durch wachsende Kommerzialisierung, Leistungsdruck, sexuelle und körperliche Gewalt, zu viel oder zu wenig Zuneigung der Eltern, das andere bevormundet, verzärtelt, in seinen Entfaltungsmöglichkeiten gebremst und seiner Eigenverantwortlichkeit beraubt. Kulturell dominieren derzeit die Idee des reinen, unschuldigen und gefährdeten Kindes sowie das normative Muster einer „behüteten und langen Kindheit“ (Bühler-Niederberger 2011) und der Kindheit als „geschützte Lebensphase des Spielens und Lernens“ (Honig 1999).

In Gang gekommen ist ein Prozess der Glorifizierung und Romantisierung des unselbständigen, guten Kindes. Von diesem Modell abweichende kindliche Eigenschaften und Handlungsweisen werden in den Hintergrund gedrängt, manche sogar tabuisiert. Das provokante, freche, aggressive, uneinsichtige, egoistische Kind hat im Prozess der Romantisierung keinen Platz. Folgerichtig entfaltet sich durch diese Leitfigur eine Zweiteilung der Welt: Hier das gute Kind, dort die kompetitive Erwachsenenwelt, vor der das Kind geschützt und ferngehalten werden muss.

Was kann vor dem Hintergrund dieser unterschiedlichen Sichtweisen und Deutungen als sicher gelten? Weit verbreitet ist die Überzeugung, dass sich Kinder natürlicherweise von Erwachsenen unterscheiden und damit auch Kindheit vom Erwachsensein. Es ist sicherlich zutreffend, dass entwicklungsbedingte Unterschiede bestehen. Wie sie beschaffen sind, wie sie gesellschaftlich wahrgenommen werden und welche Bedeutung ihnen zugemessen wird, ist jedoch kulturell geprägt. Die Auffassung, Kindheit als Vorbereitungsphase auf das Erwachsenenendasein zu begreifen, ist über die Natur der menschlichen Entwicklung scheinbar gut begründbar, wird aber durch Vertreter der Childhood Studies insofern in Frage gestellt, als die Kindheit auch als eigenständige und dann abgeschlossene Phase betrachtet wird (Abels et al. 2008).

Auch die seit Jahrzehnten zu beobachtende Ausdehnung der Lebensphase Kindheit beruht nicht auf natürlichen Erfordernissen, sondern ist gesellschaftlich erzeugt. Wann Kindheit und damit der besondere Schutz des Kindes endet, ist willkürlich gesetzt. Das spiegelt sich etwa bei rechtlichen Altersregelungen wider. Dazu einige Beispiele: Mit dem zum 1. Januar 2008 in Kraft getretenen neuen Unterhaltsrecht hat der Gesetzgeber die Regeln für Mütter, die Kinder betreuen, geändert und verlangt diesen mehr wirtschaftliche Eigenverantwortung ab. Das Oberlandesgericht Hamm geht danach von folgender Stufung aus: ab dem 3. Lebensjahr kann eine geringfügige Beschäftigung der Mutter, ab dem ersten Grundschuljahr eine Halbtags­tätigkeit und ab dem ersten Jahr auf einer weiterführenden Schule eine Vollerwerbstätigkeit der Mutter erwartet werden.

Nach der UN-Kinderrechtskonvention endet die Kindheit mit dem Erreichen der Volljährigkeit, in den meisten Ländern also mit 18 Jahren. In Deutschland sind die Regelungen mehrheitlich so angelegt, dass die Kindheit mit dem vollendeten 14. Lebensjahr endet. Stets wird dabei unterstellt, dass Kinder nicht in der Lage sind, die Folgen ihrer Handlungen verantwortlich einzuschätzen. Die Auffassung vom Kind als unfertigen, sich noch in Entwicklung befindlichen Wesen, das zu schützen und zu schonen ist, liegt all diesen Regelungen zugrunde. Dominierend ist die Grundfigur des Kindes als noch nicht kompetenten Menschen, das erst nach einem Reifungsprozess in die Welt der Erwachsenen einzugliedern und mit den dort üblichen Kriterien zu messen ist.

Kritisch ist zu hinterfragen, inwieweit die Grundfigur des inkompetenten Kindes Züge einer Entmündigung von Kindern und einer systematischen Verkennung ihrer Fähigkeiten trägt. Selbstständigkeit und Selbstverantwortung sind gerade in demokratischen, offenen Bildungsgesellschaften früh zu fördern und zu entwickeln.

Der Leitgedanke des unselbständigen, schutz- und schonungsbedürftigen Kindes wird flankiert vom Grundmotiv des bedrohten Kindes. Sexuelle Ausbeutung, Gewalterfahrungen, Überforderung und schulischer Leistungsdruck sind häufig vorgebrachte Gefährdungsszenarien, die die gedeihliche Entwicklung des Kindes gefährden.

Auch die Furcht vor negativen Folgen einer zu frühen und zu umfassenden Fremdbetreuung des Kindes gehört in dieses Argumentationsmuster. Überforderungen durch allzu

ambitionierte Eltern, die ihre Kinder in Schule und Freizeit zu Bestleistungen antreiben, werden dagegen selten aufgeführt.

Gesellschaftlich sind Kinder längst zum „Projekt Zukunft“ mutiert (Honig 1982). Aber auch aus Sicht von Eltern scheint das Kind immer häufiger die Gestalt eines in die Zukunft gerichteten Projekts anzunehmen. Es wird viel investiert um dem Nachwuchs, und damit auch der Familie, eine gute soziale Position zu sichern.

Das, was Annette Lareau (2003) „concerted cultivation“ genannt hat, ein durchstrukturierter Tagesablauf mit zahlreichen zusätzlichen Bildungsangeboten, gerne auch mit Auslandsaufenthalt und Sabbatical nach dem Abitur, und gezielter Vermittlung sozialer Kompetenzen, ist bei von sozialen Abstiegsängsten geplagten Mittelschichteltern oftmals Programm. Dem steht ein Erziehungsalltag, verbreitet in den unteren sozialen Schichten, gegenüber, den Lareau als „accomplishment of natural growth“ bezeichnet: wenig involvierte Eltern kämpfen darum, die kindliche Entwicklung irgendwie zu bewältigen.

Oft wird in diesem Zusammenhang die Auffassung vertreten, dass Kinder aus Scheidungsfamilien und Kinder, die bei nur einem Elternteil aufwachsen, schlechtere Entfaltungschancen und erhöhte Entwicklungsrisiken aufweisen als Kinder in so genannten „Normalfamilien“. Das erscheint zunächst plausibel. Allerdings existieren keine gesicherten empirischen Befunde, dass die traditionelle Familie per se bessere Bedingungen für eine gesunde psychosoziale Entwicklung bietet als andere Familienformen (vgl. Schneider 2010). Entscheidend sind die ökonomischen Verhältnisse und hier befinden sich Alleinerziehende tatsächlich häufiger in deprivierten Situationen als traditionelle Familien.

5. Fazit

Was wollen Eltern für ihre Kinder erreichen? Vorrangig wohl Erfolg und Lebensglück. Um Eltern in diesem Bestreben noch mehr zu unterstützen, benötigen sie eine weitere Verbesserung der sozialen Infrastruktur, möglicherweise auch verbesserte Angebote der Elternbildung zur gezielten Stärkung der Erziehungskompetenz.

Weitere Verbesserungen materieller Unterstützung für die Familien, mit Ausnahme für solche in ökonomisch prekärer Lage, sind dagegen wenig hilfreich. Sie helfen weder den Kindern noch den Eltern entscheidend weiter, stattdessen tragen einige dieser Maßnahmen zur Verstetigung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern bei. Gerade im Hinblick auf das Ehegattensplittung und die kostenfreie Mitversicherung in der gesetzlichen Krankenversicherung wurde diese Botschaft im Abschlussbericht der „Gesamtevaluation ehe- und familienpolitischer Leistungen“ (BMFSFJ 2014) recht eindeutig vermittelt.

In den letzten Jahren wurde viel erreicht. Die Verbannung und Ächtung körperlicher Gewalt im Erziehungsgeschehen ist ein Beispiel für die deutliche Verbesserung der Entwicklungschancen der Kinder. Zu viel Protektionismus und eine weitere Romantisierung von Kindern und Kindheit scheinen dagegen kontraproduktiv. Die Idee, dass Kinder die besseren Menschen sind, ist obsolet. Ob Eltern, die ihren Kindern nur das Schöne und Gute

erschließen und sich nicht mit ihnen auch über das Abgründige und über die Schattenseiten der Welt auseinanderzusetzen, wirklich das Beste für sie tun, darf bezweifelt werden.

Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz, Michael-Sebastian Honig, Irmhild Saake und Ansgar Weymann (Hg.) (2008): Lebensphasen. Eine Einführung. Wiesbaden: VS.
- Ahnert, Lieselotte (2010): Wieviel Mutter braucht ein Kind? Heidelberg: Spektrum Akademie.
- Andresen, Sabine, Isabell Diehm, Uwe Sander und Holger Ziegler (Hrsg.) (2010): Children and the Good Life: New Challenges for Research on Children. Dordrecht: Springer.
- Ariès, Philippe (1976): Geschichte der Kindheit. München: Hanser.
- Baumrind, Diana (1991): The influence of parenting style on adolescent competence and substance use. *Journal of Early Adolescence*, 11, 1, 56–95.
- BMFSFJ (Hg.) (2014): Endbericht. Gesamtevaluation der ehe- und familienbezogenen Maßnahmen und Leistungen in Deutschland. Berlin.
- Bueb, Bernhard (2006): Lob der Disziplin. Berlin: List.
- Bühler-Niederberger, Doris (2011): Lebensphase Kindheit. Weinheim: Juventa.
- Chua, Amy (1991): *Battle Hymn of the Tiger Mother*. Penguin Press. Auf deutsch: *Die Mutter des Erfolgs. Wie ich meinen Kindern das Siegen beibrachte*. Zürich: Nagel & Kimche.
- Dorbritz, Jürgen und Sabine Diabaté (2015): Leitbild Kinderlosigkeit: Kulturelle Vorstellungen zum Leben ohne Kinder. In: Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen: Barbara Budrich, 113-132.
- Dornes, Martin (2012): *Die Modernisierung der Seele. Kind - Familie - Gesellschaft*. Frankfurt: Fischer.
- Fuhrer, Urs (2005): Was macht gute Erziehung aus und wie können Eltern gute Erzieher werden? In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 25, 3, 231-247.
- Gottlieb, Gilbert (1991): Experiential canalization of behavioral development: Results. *Developmental Psychology*, 27, 35–39.
- Guggenbühl, Allan (2001): Kinder – romantische Fiktion oder Störfaktor? Plädoyer für eine gemäßigte Kinderfeindlichkeit. *Neue Zürcher Zeitung* vom 22. Mai.
- Henry-Huthmacher, Christine und Michael Borchard (Hg.) (2008): *Eltern unter Druck*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Honig, Michael S. (1992). *Verhäuslichte Gewalt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Honig, Michael S. (1999): *Entwurf einer Theorie der Kindheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hornstein, Walter (1994): Das schutzbedürftige Kind. Zur historischen Entwicklung des Kinderbildes und der Praxis des Kinderschutzes. In: *Deutsches Jugendinstitut (Hg.): Handbuch Medienerziehung im Kindergarten. Teil 1: Pädagogische Grundlagen*. Opladen: Leske + Budrich, 573-586.
- Lareau, Annette (2003): *Unequal Childhoods*, Berkeley: University of California Press.
- Juul, Jesper (2009): *Dein kompetentes Kind: Auf dem Weg zu einer neuen Wertgrundlage für die ganze Familie*. Reinbek: rororo.
- Kraatz, Thomas (2015): *Das verletzliche Kind*. Saarbrücken: AV Akademikerverlag.
- OECD (2007). *Babies and Bosses – Reconciling Work and Family Life. A Synthesis of Findings of OECD Countries*. DOI: 10.1787/9789264032477-en.

- Ravens-Sieberer, Ulrike, Wille, N., Bettge, S. und Erhart, M. (2007): Psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse der BELLA-Studie im Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KIGGS). Bundesgesundheitsblatt, 50, 871-878.
- Robert Koch-Institut (2015): <http://www.kiggs-studie.de>.
- Robert Koch-Institut und Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.) (2008): Erkennen – Bewerten – Handeln: Zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Berlin: RKI.
- Schneider, Norbert F. (2010): Elternschaft in der Moderne. Soziologische Betrachtungen und ihre politischen Implikationen. In: Jürgen Hardt, Fritz Matejat, Matthias Ochs, Marion Schwarz, Thomas Merz und Ulrich Müller (Hg.): Sehnsucht Familie in der Postmoderne. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, 25-43.
- Schneider, Norbert F., Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (2015): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48. Opladen: Barbara Budrich.
- Schneider, Norbert F., Robert Naderi und Silvia Ruppenthal (2012): Familie in Deutschland nach dem gesellschaftlichen Umbruch. Sind Ost-West-Differenzierungen in der Familienforschung zwanzig Jahre nach der Wiedervereinigung noch sinnvoll? In: Johannes Huinink, Michaela Kreyenfeld und Heike Trappe (Hg.): Familie und Partnerschaft in Ost- und Westdeutschland: Ähnlich und doch immer noch anders. Sonderheft der Zeitschrift für Familienforschung, 24, 29-53.
- Schulte-Markwort, Michael (2015): Burnout-Kids: Wie das Prinzip Leistung unsere Kinder überfordert. München: Pattloch.
- Schweizer, Herbert (2007): Soziologie der Kindheit: Verletzlicher Eigen-Sinn. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Seitz, Stefanie B. und Reinhard Heil (2014): Epigenetik und Technikfolgenabschätzung. Steht die „Science of Change“ auch für gesellschaftlichen Wandel? In: Technikfolgenabschätzung – Theorie und Praxis, 23, 1, 59-63.
- Spiewak, Martin (2010): Die Not ist riesengroß. Psychisch auffällige Kinder stellen die schwierigste Herausforderung für ein gemeinsames Lernen mit anderen dar. Ihre Zahl wächst rapide. In: Die Zeit Online vom 5.11.2010.
- UNICEF (2007): Child poverty in perspective: An overview of child well-being in rich countries. Innocenti Report Card 7. Florence.
- Winterhoff, Michael (2008): Warum unsere Kinder Tyrannen werden. Oder: Die Abschaffung der Kindheit. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

ⁱ Bei diesem Beitrag handelt es sich um eine leicht veränderte und gekürzte Fassung des Textes „Die Romantisierung des Kindes und der Wandel der Lebensphase Kindheit“, der in einer Veröffentlichung der Konrad Adenauer-Stiftung „Das selbständige Kind. Das Kinderbild in Erziehung und Bildung“, herausgegeben im Januar 2016 von Christine Henry-Huthmacher, erschienen ist.